

Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Commitee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich
zweimal zum Preise von 1 Dollar das Jahr.

Nimm, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren:
Rev. R. Adelsberg, 493 Second Ave., Milwaukee, Wis.

8. Jahrg. No. 23.

Watertown, Wis., den 1. August 1873.

Lauf. No. 179.

Biblische Betrachtung.

(Nach Forstmann.)

Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig. Ap. Gesch. 16, 31.

Ist Jemand da, der die Bande des Teufels fühlt, darin er verwickelt ist, der unter seiner Sclaverei leidet, der kann sich freuen, wenn er hört, er soll an seinen Erlöser glauben. Das muß auch in diesem Zustande doch eine frohe Nachricht sein. Denn ihr dürft ja selbst nicht das geringste dazu beitragen. Ihr sollt's euerm Heiland nur erlauben, ihr sollt es für genehm halten, ihr sollt darein willigen, daß er euch hilft, daß er euch selig macht. Wenn ihr nun wollt, daß euch zur Seligkeit geholfen wird, so ist für alles andere Rath geschafft. Er will, euch soll geholfen sein. Und wenn euch das Herz sagt: „ich bin der allergrößte und unwürdigste Sünder,“ so habt ihr nicht nur Erlaubniß, sondern das ist auch sein Gebot, daß ihr glaubet an den Namen seines Sohnes Jesu Christi. 1. Joh. 3, 23. Aus eben diesem Grunde, daß ihr Sünder, daß ihr große, verfluchte Sünder seid, leitet ihr euer Recht an den Heiland her. Wo bliebet ihr denn, wenn kein Heiland wäre? Nun aber wisset ihr, wo ihr bleiben, wo ihr hinstehen sollt, wenn euch alles jagt, wenn euch alles anklagt, wenn euch alles verdammt. Zum Heilande! „D“ denkt ein Mensch, der seiner nöthig hat: „Zum Heilande? Wer braucht ihn mehr als ich! Nun mögen die Teufel zittern! Nun mag sich vor dem Namen fürchten, wer will! — ich freue mich! — Ich höre, daß sein Volk ihn Heiland nennt! ich wundere mich nicht darüber. Er hat ihnen Macht geschenkt, Gottes Kinder zu heißen, die an seinen Namen glauben. Ich habe ebensoviel Antheil an ihm. Ich bedarf seiner noch mehr, als die, welche schon in sein Reich versetzt sind. Ich gehe zu ihm! Ich bringe ihm mich selbst! Er weiß, daß ich nichts anders habe. Mein Eigenthum ist Sünde und Schande, die will er von mir nehmen, und somit trete ich zu ihm, dringe durch, was mir im Wege liegt.“ Solche Gedanken fallen einem nicht selber ein, die wirken der heilige Geist.

Mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes.

Luc. 1, 47.

Lobe den Herrn, meine Seele, der dir alle deine Sünde vergibt, und heilet alle deine Gebrechen. Ps. 103, 3.

Der Communismus.

Die wichtigen Erscheinungen auf dem Gebiete des politischen und gesellschaftlichen Lebens dürfen heutzutage nicht mehr in kirchlichen Blättern übersehen werden. Zwar haben wir zunächst nichts mit Politik zu thun; wenn aber, wie es heutzutage vorzukommt, auf politischem Gebiete Maßregeln getroffen oder doch geplant werden, welche die Kirche in ihrem Bestehen bedrohen, so gilt es, sie mit Gottes Wort gehörig zu beleuchten und in ihrer Verderblichkeit und Gottlosigkeit aufzuzeigen. Das selbe gilt von den gesellschaftlichen Bestrebungen in der Gegenwart.

Da ist es nun vor allem Andern der Communismus, welcher drohend sein Haupt erhebt und nicht nur die Kirche, sondern die ganze menschliche Gesellschaft von Grund aus zu zerstören trachtet. Derselbe entstand zur Zeit der ersten französischen Revolution. Als damals der sogenannte Dritte Stand, die ärmeren Bürger und Arbeiter, gegen die bevorrechteten Stände sich erhoben und politische Gleichberechtigung errungen hatten, glaubten sie damit in einen höchst glücklichen Zustand versetzt zu sein. Allein die Erfahrung belehrte sie bald eines anderen. Wären sie Christen gewesen, so hätte sie das nicht gewundert, denn dann hätten sie gewußt, daß in solchen äußerlichen Dingen der Mensch keine Zufriedenheit, kein wahres Glück finden kann, sondern daß der Unfriede in ihm selbst liegt und daher in seinem Innern gehoben werden muß. Aber weil sie keine Christen waren, so suchten sie nach einem neuen Mittel ihr Verlangen zu stillen und das Lebensglück herbeizuzaubern. So wurde aus der politischen Revolution eine gesellschaftliche (sociale). Die Leute wollten nicht nur gleiche Rechte im Staate, sondern auch gleiche Stellung im bürgerlichen Leben haben: ebenso schöne Kleider haben, wie die bevorzugten Klassen, ebenso kostbar essen und trinken, ebenso wenig arbeiten und ebenso viel verdienen. Ja, die Hauptanführer der neuen Bewegung gingen noch viel weiter, sie verlangten geradezu Gütergemeinschaft. Das Recht des Eigenthums wurde für aufgehoben erklärt, aller Besitz sollte gleichmäßig unter Alle vertheilt werden, und durch eine besondere Theilungsbehörde sollten auch alle etwa sich wieder herausstellenden Unterschiede aufs neue ausgeglichen werden. Diese Bestrebungen nennt man communistisch und die ih-

nen zu Grunde liegende Weltanschauung den Communismus.

Bei den Franzosen blieb die Sache zunächst mehr praktisch. Es wurden Versuche gemacht, die Sache ins Leben zu rufen, die jedoch sämmtlich nach kürzerer oder längerer Zeit mißlangen. Der letzte Ausbruch der Commune fand ja bekanntlich kurz nach der Eroberung von Paris durch die Deutschen statt und wurde von der republikanischen Regierung in all seinen Greueln nur mit Mühe durch Wassengewalt und viel Blutvergießen erstickt. Als aber, besonders in den dreißiger und vierziger Jahren, von Frankreich und der Schweiz aus die communistischen Ideen auch nach Deutschland gebracht wurden und dort unter den Handwerksgehilfen vielfach Aufnahme fanden, da bekam die Sache erst ihre rechte Begründung. Die Gesinnung, welche dem Communismus zu Grunde liegt, ist so recht nackt und unumwunden zuerst von Deutschen ausgesprochen worden. Diese spricht sich offen aus in dem Grundsatz: Wir sind unzufrieden mit den bestehenden Verhältnissen, denn zufrieden kann nur der sein, welcher alles haben kann, was jeder andere auch hat.

Die Zufriedenheit liegt also nicht mehr in der Gottseligkeit, nicht mehr in der Hingebung an Gott und in dem Vertrauen auf ihn, überhaupt nicht mehr, wie doch selbst das edlere Heidenthum erkannte, in der Haltung des Gemüthes und in der Stimmung der Seele; sondern in rein äußerlicher Befriedigung, in dem Voll- und Sattwerden, in dem Besitzen und Genießen alles dessen, wonach das begehrlche Herz gelüftet, und das höchste Ziel aller weltlichen Einrichtungen soll darin bestehen, jeden Einzelnen des weltlichen Genusses satt und voll zu machen. Dies Ziel ist aber so lange nicht erreicht, als noch ein Einziger irgend etwas hat und genießt, welches der Andere nicht, sowie ihn danach gelüftet, alsobald auch sich verschaffen kann. Bis dahin wird Revolution, Umformung aller bestehenden Verhältnisse als solcher, die unvernünftig und widerrechtlich seien, ja nach Umständen auch Mord und Brand, Raub und Plünderung gepredigt.

Es läßt sich kaum etwas denken, was mehr von Grund aus von dem abweiche, was man bisher Bildung, geschweige denn Christenthum genannt hat, als dieser Gedanke. Roher, nackter und schamloser ist wohl die Selbstsucht noch niemals aufge-

treten, so lange die Welt steht; aber, gestehen wir es, sie ist auch noch niemals so wahr, so ganz in ihrer eigensten Gestalt aufgetreten.

Aufhören soll und muß eine jede Handreichung des einen gegen den andern, aufhören jede Hülfsleistung, jedes Arbeiten des einen für den andern; es wird ein Ende nehmen alle Hingebung, alle Aufopferung, alle Liebe; und wenn der Apostel weissagt: Die Liebe hört nimmer auf, so doch die Weissagungen und die Sprachen aufhören werden und die Erkenntnis aufhören wird, so antwortet heute ein tausendstimmiges wildes Geschrei: „Die Liebe hat aufgehört. Die drei, von denen es heißt, daß sie bleiben sollen, sind nacheinander vergangen: Glaube, Hoffnung und Liebe: längst ist der Glaube ein Spott, die Hoffnung eine Lächerlichkeit und nun auch die Liebe ein Verbrechen geworden.“

Und was tritt an die Stelle dieser drei? Wenn man an die Stelle des Glaubens das Vertrauen auf sich selbst, an die Stelle der Liebe den Neid und Haß gesetzt hat, was tritt dann an die Stelle der Hoffnung? Der gegenwärtige fleischliche Genuß. Mit der schamlosesten Unbefangenheit wird es offen ausgesprochen: „Nachdem man uns den Glauben an eine selige Zukunft in jener Welt genommen hat, wollen wir ein lustiges, genußreiches Leben in der Gegenwart: goldene Uhren, Champagner und köstliche Speisen, das ist es, was wir begehren.“

Es ist ein bejammernswerther Zustand, daß wir in Zeiten leben, in welchen nicht einmal mehr gegen das Christenthum gekämpft wird, sondern dasselbe mit jeder andern ehrbaren und rechtschaffenen Lebensanschauung einfach beiseite gesetzt, und dagegen die Fleischeshlust und Augenlust als regelmäßiger Zustand, als Weltrecht und Weltgesetz offen aufgestellt und verkündigt werden kann.

Und was ist dabei nun zu thun? Zuerst bedarf es eines offenen Bekenntnisses unserer Mitschuld. Auch unter uns, in unsern Familien, Häusern, Gemeinden und Lebenskreisen, namentlich aber unter unserer Jugend, reifen die Grundfäße, welche der Communismus zu seiner Voraussetzung hat, immer mehr ein. Hat nicht die Begierde nach einem behaglichen, mit allen Reizen der modernen Bequemlichkeit geschmückten Leben bei uns selbst in den geistigsten und geistlichsten Kreisen in Schreckenregender Weise zugenommen? Ist nicht die Pugsucht und der Modenhunger, die Kleiderpracht und der Luxus überhaupt bei uns in einer Weise im Schwange, wie es früher für unmöglich gehalten wäre? Würde nicht hentzutage ein einfacher Bürger sich schämen so zu wohnen, wie vor 200 Jahren die mächtigsten Fürsten residirten? Und wenn wir solchen Luxus nicht haben, vielleicht nicht haben können, halten wir ihn dann nicht doch für den allerwünschenswerthesten Besitz? Arbeiten nicht die Allermeisten bloß deshalb, um möglichst viel Geld zu verdienen und das Leben für sich und die Andern möglichst genußreich zu machen? Treibt man nicht zu diesem Zwecke hauptsächlich bloß noch Kunst und Wissenschaft? Diese verkehrte, materialistische, durch und durch widerchristliche Anschauungsweise muß vor allem erkannt und anerkannt werden. Dann kann man ihr entgegenarbeiten mit Gottes Wort. Halte man doch die Anfangsäußerungen der Krankheit nicht für unbe-

deutend und gleichgültig, auf die Besinnung kommt es an. Diese ist es, die sich wie Mehlthau auch über die Christenherzen lagert und sie immer mehr zu vergiften sucht, bis sie in Weltförmigkeit zu Grunde gehen. Diese ist es, welche es in unserer Jugend so schwer zu einem gesunden Christenthum kommen läßt, vielmehr dieselbe gegen alles Edle, Hohe und Große, noch mehr aber gegen die Liebe zu Christo abstumpft und gleichgültig macht. Da gilt es zusammenzustehen und die Waffen des Geistes mit Macht zu schwingen, damit der Feind schon in seinen Wurzeln getroffen und unschädlich gemacht werde. Das kann freilich nur Gottes Wort, aber Gottes Wort will und wird es thun, sobald wir dasselbe auch in dieser Hinsicht recht gebrauchen; und wenn wir auch den Lauf der Welt nicht ändern werden, so werden wir uns selbst doch vor dem allgemeinen Verderben schützen und retten.

Heimath und Fremde.

Eine Erzählung von N. Fries.

(Schluß.)

4. Heimkehr.

Der kurze Novembertag neigte sich seinem Ende zu, der erste Schnee fing an in leisen Flocken herabzurieseln, der Boden war leicht gefroren; — in der ganzen Natur herrschte eine eigenthümliche Stille, die Bäume mit ihren entblätterten Zweigen ragten lautlos in den grauen, einförmigen Himmel, keine Vogelstimme war zu hören, die Krähen saßen still in den Wipfeln, das Gefieder gestäubt, den Kopf eingezogen, als überdächten sie, wie man durch den Winter kommen sollte. Von einem fernen Kirchturm hörte man es 4 Uhr schlagen; und als es ausgeschlagen, erschien die lautlose Stille um so tiefer, es war, als ob alles Leben der Natur sich in die geheimste Werkstatt zurückgezogen hätte, oder als wenn alle die lauten Geschöpfe nach einem bewegten, geräuschvollen Tage nun zu Bette gegangen wären und die Decke über die Ohren zogen, wie Abends in der Kinderstube, wenn die kleinen, lauten Gäste endlich müde und matt geworden von all dem Spielen und Treiben, und nun in ihren Betten so leise athmen, daß man sich über sie beugen muß, um den Athemzug zu hören. — Das war für unsern Valentin der Tag der Heimkehr! Da stand er nun wieder auf derselben Höhe, wie damals am Tage des Auszuges! Mit eilendem Schritt hatte er die letzten Meilen zurückgelegt, um von diesem Punkte aus, noch im letzten Tageslicht, sein Heimathstädtchen wieder begrüßen zu können! Da stand er, und viel ernste, bewegte Gedanken zogen ihm durch Herz und Gemüth, welch ein Abstand zwischen dem Damals und Jetzt! Es that ihm innerlich wohl, daß auch die ihn umgebende Natur so ganz anders angethan war, als damals, — der blühende, singende, klingende Mai mit all dem überquellenden Leben in tausendfacher Erweisung, und nun diese tiefe Herbststille, der rieselnde Schnee, das Todeswehen durch die ganze Schöpfung! — War's nicht gerade ebenso in ihm verändert, wenn er dachte an das jauchzende Juwivallera! womit er von dieser Höhe herab der unbekanntem Welt mit ihrer Herrlichkeit entgegengelassen war, und nun das stille, in sich befrie-

digte Herz, womit er heimkehrte! Die Natur war eine sterbende, aber dennoch barg sie in ihrem tiefen Schooß ein geheimnißvolles Leben: an den kahlen Zweigen haben sich schon die neuen Knospen gebildet, unter dem welken Laub, das unter den Füßen rauscht, liegen all die lebendigen Keime und Triebe wohlverwahrt, die sich regen werden zu ihrer Zeit, — so konnte es auch hier gelten: als die Sterbende, und siehe, sie lebet! — War's nicht auch so in diesem Menschenherzen: sterbend, absterbend war er dem alten sündigen, weltlichen Wesen und Treiben, aber in sich trug er ein neues Leben, — und das war die hoffnungsreiche Zukunft, der er entgegenging, daß all die Knospen sich entfalten, all die Keime und Triebe aufgrünen, blühen und Frucht bringen sollten. Er hatte ja auch damals seinen Hut abgenommen und sein Vater Unser gebetet. Er that es wieder, aber er kam nicht weiter, als zur Vorrede; er betete: „Vater Unser, der Du bist im Himmel!“ und dabei ward ihm das Herz so weit und groß, daß er sich nicht bloß mit seinen Lieben daheim zusammenschloß, sondern daß das „Unser“ wie ein weites Band sich ausdehnte um die ganze Welt, daß auch die Natur mit eingeschlossen ward, die stillen Bäume und die rieselnden Schneeflocken, und aus dieser Weite zog es sich dann wieder zusammen in die enge, kleinste Welt seines Herzens, und es strömte ihm warm durch die Adern bei dem Gedanken: Dieser Herrgott über Alles, was da lebet, mein lieber Vater in Christo Jesu, meinem Herrn, und ich Sein liebes Kind, auf und angenommen zur Kindschaft um Jesu willen! Da mußte er an den Psalmspruch denken: Wer ist wie der Herr unser Gott? Der sich so hoch gesetzt hat und auf das Niedrige siehet im Himmel und auf Erden!

Mittlerweile war's aber ganz dämmerig geworden; die noch ferne Stadt war längst verschwommen mit dem grauen Schneehimmel, die Flocken wurden immer dichter und bildeten schon eine weiche, aber auch leuchtende Decke, so daß die Dämmerung gar nicht in dunkle Nacht überging, besonders da später der Himmel sich aufhellte. Als Valentin in sein Heimathstädtchen einwanderte, war's schon ganz still in den Straßen; hier und da verlosch schon ein Licht. Es war ihm ganz lieb, daß er so in aller Verborgenheit, unbeachtet von der Menschen neugierigen Blicken, seine Heimkehr halten konnte. Nun bog er um die Ecke, das liebe, alte Vaterhaus mit den Linden lag vor ihm, es brannte noch Licht im Stübchen; auch der Gevatter drüben hatte noch Licht, die Glaskugel hing wie immer unterm Boden. Valentin konnte sich nicht enthalten, leise heranzuschleichen und zu lauschen. Der Alte hatte wieder sein Gesangbuch aufgeschlagen und sang mit zitternder Stimme, die wegen der Kneifbrille auch noch näselnd ward: „Ich bin ein Gast auf Erden und hab' hier keinen Stand, der Himmel soll mir werden, dort ist mein Vaterland! Hier reis' ich aus und abe; dort, in der ew'gen Ruh', ist Gottes Gnadengabe, die schleußt all Arbeit zu!“ — Dem Valentin, der still seinen Hut abgenommen, waren die Augen naß geworden; ihm wollte dünken, das sei eine schönere Musik zum Einzug, als wenn der Stadtmusikant mit all seinen Bläsern und Instrumenten ihn eingeholt, wie damals den König, als er noch ein Knabe war. Und als der Heimkehrende nun die Augen aufhob,

da hatte der Himmel all seine Lichter angezündet, die erste Frostnacht funkelte über der schneebedeckten Erde, und das dünkte ihn wiederum eine schönere Beleuchtung zur Feier seiner Heimkehr, als damals die allgemeine und viel bewunderte Illumination für den Landesherren. — So ging er denn still über die Straße und klopfte an die Thür des Vaterhauses. Das Licht bewegte sich aus der Stube auf die Diele, der Schlüssel drehte sich im Schloß, es ward geöffnet — das Herz klopfte ihm so laut, daß er's hören konnte — die Thür ging auf und vor ihm stand — ein junges Mädchen, mit vorgehaltener Hand die Lampe vor der Jugluft schützend, so daß das Licht voll ihr ins Gesicht fiel, auf dem sich die Erwartung zeigte, wer denn zu so später Stunde noch kommen möge. Der Kommende aber eilte nach flüchtigem Gruß an ihr vorüber ins Zimmer, und bald hörte man den Freudenruf der Mutter, die ihren Sohn fest in den Armen hielt und ihn gar nicht lassen wollte. Da ward noch manches Wort getauscht, und des Fragens und Beichtens wollte kein Ende werden; da ward auch manche Thräne geweint dem Andenken Dessen, den das Sohnesherz mit Schmerzen vermischte in der gewohnten Umgebung. Endlich sagte die Mutter:

„Mein Sohn, Dein irdischer Vater ist von Dir gegangen, aber unser himmlischer Vater ist uns geblieben; laß uns Ihm die Ehre geben für Seine unaussprechliche Gnade!“ Und wie bei Valentin's Auszuge der Vater mit ihr in die Kammer ging, so ging sie jetzt mit dem Sohne hinein, und still knieten sie nebeneinander und beteten aus vollem Herzen: „Vater Unser, der du bist im Himmel!“ — Das Mädchen aber draußen in der Stube saß mit gefalteten Händen vor dem Spinnrad, das Haupt tief gesenkt, und aus ihrer Seele flog auf ein unaussprechlich Seufzen.

Am andern Morgen stellte die Mutter das Mädchen vom Bach dem Sohne vor als die treue Magd und Gehülfin und fügte lächelnd hinzu: „Die spaltet mir das Holz ebenso klein, als der Herr Sohn, sorgt auch, daß der Vorrath nicht ausgeht.“ Das Mädchen aber erröthete bis an die Schläfen. Der Valentin blickte nun erst recht auf die jungfräuliche Gestalt, die vor ihm stand, so zaghaft und in sich geschmiegt, und wiederholte fragend: „Das Mädchen vom Bach? Ich sollte meinen, die Augen schon früher gesehen zu haben!“

Da athmete das Mädchen tief auf, und wie lange zurückgehalten kamen die Worte heraus: „Ei ja, ich sollt's meinen! Hab' Euch auch gleich erkannt, wenn Ihr auch recht verändert seid! Habt Ihr mich doch aus großer Angst und das Brüderchen aus dem Wasser herausgezogen, und ich hab' mir's damals auch gleich gelobt, den werd' ich nie vergessen, der mir das gethan!“ Und dabei erröthete sie wieder tief, als hätt' sie zu viel gesagt. Die Mutter aber war voll Verwunderung, daß sie davon nie gehört, und es ergab sich denn, das Mädchen habe keinem Menschen je davon gesagt. Und warum denn? Nun, weil's ihr so gar lieb gewesen, das ganz allein zu wissen. Sie war eben noch ein arglos, reines Gemüth voll Kindesinnfall, — sie zählte ja auch erst 15 Jahre!

Der erste Gang des Heimgekehrten war auf den Gottesacker; da fand er denn gleich das weiße Kreuz mit schwarzer Schrift, das die Mutter dem Vater auf's Grab gesetzt nach seinem ausgesproche-

nen Willen. Zu dem weißen Kreuz paßte der weiße, frisch gefallene Schnee, der sich so weich und wollig über den Grabhügel gesenkt. Dem Valentin aber ward's weh und doch wohl ums Herz, als er so da stand, die Hände auf dem weißen Kreuz gefaltet, — weh, daß er des Vaters Herz nicht mehr auf Erden fand, — wohl, daß er mit stillem, getrostem Muth seine Augen aufheben durfte, sich mit dem Verklärten zusammenschließen in der Einen ewigen Heimath und beten: „Unser Vater, der Du bist im Himmel!“ — Von da ging's zum Gevatter Brenz. Der hatte am Morgen zum Fenster hinausgeschaut und, als er den frischen Schneefall gewahrte, gleich an die Sperlinge und Finken gedacht, wo die nun ihr Futter heut' finden sollten; da müsse er wohl einmal des lieben Herrgotts Handlanger sein! Und dabei hatte er den Gerstensack geholt und streute die Körnlein über die halb geöffnete Thür. Das Vogelvolk kam denn auch bald in hellen Haufen, und als der Alte sich vergnügte an dem Schauspiel, da sieht er fest eingedrückt Fußspuren, an der Thür vorüber bis unter's Fenster, und in jeder Spur ein tief eingedrücktes Kreuz. Da schob es ihm durch den Sinn, daß die Hand zitterte, die den Korb mit Gerste hielt, und noch etliche Körner als unfreiwillige Zugabe herabfielen. Schnell schloß er die Thür und aus tiefster Seele herauf seufzte er ein brünstiges „Gott sei Dank!“ — setzte sich dann an die Arbeit und sprach vor sich hin: Er wird bald hier sein! Um die Zeit stand der Valentin auf dem Kirchhof an seines Vaters Grab; er trat daher denn auch bald in die kleine Werkstatt des Gevatters, der ihm beide Hände entgegenstreckte und rief: „Ich hab's gemußt, ich hab's gemußt! Das Kreuz auf Deinem Wege hat Dich heimgebracht!“

Im stillen Wittwenhause gab's nun neues Leben. Der Valentin hatte ganz das frische, fröhliche Wesen mit heimgebracht, nur wie seine Gestalt und die Züge seines Nutzlizes fester und männlicher geworden und der starke Vollbart um Wange und Lippe ihn fast älter noch erscheinen ließ, als er war, so lag auch über all seinen Reden und Thun ein Ernst und eine Festigkeit gebreitet, das Jeder merken mußte: der hat sein Haus nicht auf Sand, sondern auf den Fels gebaut. Bald ward er denn auch ehrsamere Bürger und Meister in seiner Vaterstadt. Die großstädtischen Gedanken waren ihm schon lange verfloren, aber die Tüchtigkeit und die Geschicklichkeit von draußen, die hatte er mitgebracht, und es dauerte nicht lange, so mußte die Werkstatt vergrößert und mehrere Gesellen angestellt werden. Es war ein Segen Gottes im Hause, und des Handwerks Boden, das „Bete und arbeite!“ zeigte sich als ein goldener. — Wältete der junge Meister tüchtig in der Werkstatt, so schaffte gleichermassen das Mädchen im Hausstande. Die Mutter mußte ihr bald Alles überlassen. Es schien, als ob das Warten auf den Sohn ihre Kräfte angespannt erhalten habe; nun, da die Spannung nachgelassen, kam auf leisen Sohlen das Alter. So blieb sie am Rade drinnen, während das Mädchen draußen sorgte. Und das that sie treulich; die treuen Augen logen nicht, sie waren der Spiegel eines treuen Herzens. Das konnte denn auch dem Valentin nicht verborgen bleiben, und als er nach Jahresfrist — er wußte selbst nicht, wie's auf einmal so gekommen war — die Frage ihr vorlegte,

dabei ein Mädchenherz stille steht in der Brust, da antwortete sie nicht, aber sie zog an einem Kettlein, das sie am Halse trug, und an dem Kettlein hing ein Dreier, den hielt sie dem Valentin hin; da wußte er Bescheid, denn sie sagte ihm ohne Worte: Seit damals schon trug ich Dich in tremem Herzen! — Die Mutter segnete den Bund der Beiden mit Freudenthränen. Als sie nun aber zum ersten Male miteinander am Grabe des Vaters standen, da dünkte es dem Valentin, so tief sei's ihm doch noch nie vom Herzen gekommen, als da er's nun mit dem Mädchen vom Bach wie aus Einem Munde und Einem Herzen betete:

„Vater Unser, der Du bist im Himmel!“

Die lutherische Mission in Indien.

(Nach Vaterlein.)

Der Götter Indiens ist buchstäblich ein zahlloses Heer, und ihre Religionsbücher rühmen sich, drei und dreißig Millionen Götter zu haben. Und so ist denn auch der Götzen in Indien kein Ende. Von der äußersten Spitze im Süden, dem Cap Comorin, bis zu den schneeigen Höhen des Himalaja-Gebirges im Norden ist das Land mit Götzen und Götzentempeln bedeckt. Und nirgends kann man reifen und nirgends kann man ruhen, ohne auf sie zu stoßen. Die Ebenen Indiens, zumal im Süden, sind voll schattiger Haine, dichtschattiger Mangohaine, vielarmiger Banianenhaine, und gern suchte man dort Zuflucht vor den unbarmherzigen Strahlen der Sonne. Aber die schönsten und dichtesten sind schon alle besetzt. Hier steht der ungeschlachte Ganese mit zwerbigem Körper, gewaltigem Leibe und mit einem Elephanten-Haupt und Rüssel. Das ist der Gott des Glückes und des Gelingens jeglichen Vornehmens. Keine Reise, kein Geschäft, selbst kein Opfer kann unternommen werden, ohne ihn. Darum finden wir ihn auch immer reichlich beßt und befrängt, und seine Wächter, die Kinder, stehen neben ihm. Dort finden wir den Ayanar mit seinen hundert Pferden, Elephanten und Trabanten. Das ist der rechte Beelzebub, der oberste der Teufel. Gutes thun kann er und sein zahlloses Heer nicht, und Niemand erwartet das von ihm. Aber weil er doch der Oberste ist, so finden sich die unteren Volksklassen gern mit ihm ab, damit er seinem Heere wehren möchte, des Bösen allzuviel zu thun. Das sind noch Reste des Dämonencultus, der von der brahmanischen Religion nicht ganz überwunden ward und den untersten Klassen überlassen blieb. Und dämonisch genug geht es bei solchem Dienste zu. Die Dämonen aber herrschen in der Finsterniß dieser Welt, und darum wird auch die finstre Nacht dem hellen Tage zu ihrem Dienste vorgezogen. Diese Art liebt auch das Blut und das noch in seinem Todskampfe zuckende Fleisch. Die Menge versammelt sich des Nachts um ein Feuer und eine Muskl, wie sie nur in der Hölle beliebt sein kann, ergötzt sie. Ein Bock wird herbei gebracht und dem Dämonenfürsten geopfert, und ein dazu ausersehener Mann steht bereit, das eben noch rinnende heiße Blut zu trinken. Damit berauscht er sich, seine Augen fangen an zu kolkern und er springt umher wie besessen, wofür er auch von Jedermann wirklich gehalten wird. Nach ungläublichen Sprüngen und Verrenkungen seiner Glieder, tritt ihm endlich der

Schäum vor den Mund, er fällt zu Boden und rollt sich im Staube umher. Aber die Menge lauscht nun begierig auf die grunzenden Töne, die er von sich giebt, denn sie enthalten die Antworten Ajenars auf die mancherlei Fragen seiner Verehrer, welche sie in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an ihn zu richten haben. Natürlich versteht Niemand ein Wort davon, denn es sind eben nicht Worte, wie sie ein Mensch redet, sondern nur Töne, wie sie ein wildes Thier hervor bringt. Aber der Priester des Ajenar ist im Besitze der Kunst diese Töne zu deuten, und so bekommt denn ein jeder seine Antwort. Und die ist um so richtiger und befriedigender, als die ganze Menge beranscht ist und kaum halb bei Sinnen. Erst gegen Morgen hört das tolle Spiel auf; und das ist der Gottesdienst, welchen diese Art darzubringen weiß. Brahminen nehmen natürlich an diesem Teufels-spuck keinen Theil, sie nennen es auch ohne Schen geradezu Teufelsdienst, halten es aber doch gut genug für die tolle Menge, die nun einmal keinen Verstand hat. Lasset uns sehen, wie viel Verstand sie haben, und wie ihr „vernünftiger Gottesdienst“ aussieht.

Sie dienen ihren Götzen jeden Tag des Morgens und des Abends. Der dienstthuende Brahmine badet sich im Tempelteiche, und hütet sich dann, daß kein Lufthauch, welcher einen Menschen niederer Rasse, oder auch einen Europäer — als Kastelosen — berührt hat, ihn treffen möchte. Denn dadurch würde er wieder unrein und müßte seine Waschungen mit allen dazu gehörigen Bewegungen, Berührungen der Ohrläppchen zc. und mit allen hergemurmelten Mantras, d. i. Gebetsprüchen, noch einmal durchmachen. Nun bildet sich ein Zug von Trommeln und Pfeifern, von Tempeldirnen und solchen, die die Opfer tragen. Die Trommler und Pfeifer bleiben vor den Tempelthüren stehen, denn sie sind niederer Rasse und dürfen den Tempel nicht betreten. Sie machen es aber draußen gar wild und kraus, dazu werden Völker abgefeuert, die viele Meilen weit gehört werden. Die Tempeldirnen aber gehen in den Tempel hinein; denn sie sind dem Götzen angetraut, gehören ihm also an und müssen vor ihm tanzen. Der Brahmine beginnt nun den Götzen zu salben, mit Sandelpulver zu beschütten und mit Blumen zu besprenken. Damit aber die andern Götter aus der nächsten Verwandtschaft nicht neidisch werden möchten, daß ihnen kein Dienst geschieht, und also das Opfer irgend wie verderben, so muß man sich auch mit ihnen abfinden. Dieser Götter der nächsten Verwandtschaft sind aber nicht weniger als Tausend und acht. Ihnen muß also auch ein Opfer gebracht werden. Da sie nun aber doch unmöglich auch alle geölt werden können, so muß ihnen wenigstens eine Blume geopfert werden. Und da auch in Indien nicht gerade überall und immer 1008 Blumen bei der Hand sind, so muß der Priester doch wenigstens eine solche Handbewegung machen, als wenn er ihnen eine Blume zuwürfe. Diese Handbewegung muß er aber 1008 mal machen, und muß dabei jedesmal den Namen des betreffenden Götzen nennen, sonst ist das Opfer ungiltig. Das ist also der Brahminen „vernünftiger Gottesdienst“, der täglich geschieht. Aber zu gewissen Zeiten müssen ja auch diese täglich so geölten Götzen gewaschen werden; denn wer wollte es sonst vor Staun aus-

halten? So müssen denn die Götzen ihre Badefeste haben, an welchen sie feierlich in den Fluß getragen und gewaschen werden. Dazu müssen sie ja auch dann und wann einmal frische Luft genießen, und darum eine Spazierfahrt unternehmen. Dies geschieht nun auf besonders dazu erbauten Götterwagen, Tern genannt. Diese Wagen ruhen auf massiven Rädern, sind oft achtköckig, 50—60 Fuß hoch und von unten an bis oben aus mit Schnitzwerk bedeckt. Dies Schnitzwerk stellt meist Götterbelustigungen zc. dar, und ist nicht selten solcher Art, daß es nicht wohl angesehen werden kann. Diese gewaltigen Wagen dürfen aber nur von Menschen gezogen werden. Viele Hunderte greifen also zu den bereitliegenden langen Seilen und ziehen daran. Andre stehen hinten und an den Seiten, um den Wagen zu schieben. Droben stehen die Brahminen mit den Götzen und feuern die Menge an. Trommler und Bläser machen einen wilden Lärm, und die Völker hören nicht auf zu schießen. Viel Tausend Menschen, aus allen Dörfern herbei gelaufen, bilden die Zuschauer. Hier geht es wild einher, und auch Pariabs dürfen sich herzu machen. Namentlich sind sie willkommene Gäste zum Ziehen an den Strängen. So wird der Götterwagen in den Hauptstraßen der Stadt um den Tempel herum gefahren, bis wieder an seine Stätte. Da aber die Straßen ungepflastert sind und auch nicht besonders eben, so geht die Fahrt nur langsam vorwärts und die Komödie dauert auf diese Weise mehrere Tage lang. Wo aber das Christenthum ein wenig Wurzeln zu fassen angefangen hat, da geht es freilich immer langsamer damit. Das geschieht nun auch namentlich in der großen Tempelstadt Chellambram. Der Tempel dort liegt in der Mitte der Stadt und vier breite Straßen führen um ihn herum. Er ist von hohen Mauern umgeben, welche inwendig ringsherum Wohnungen für die Festgäste enthalten. Vier hohe Thürme mit Göttersculpturen bedeckt führen in das Innere des Tempels. In demselben stehen verschiedene Behausungen der mancherlei Götter, mit viel Hundert Säulen, zum Theil von schöner Arbeit aus Granit. Ein Teich zu den heiligen Waschungen fehlt auch nicht, und in der einen Ecke steht die übliche Pilgerherberge auf tausend granitene Säulen, und jede Säulenreihe ist von der andern verschieden, viereckig, achteckig, zwölfeckig, rund zc. Das Ganze bedeckt über eine Million Quadratsfuß, d. h. über 20 Morgen Land und ist ein Bau, welchen man nicht ohne Staunen betrachten kann. Um diesen gewaltigen Tempel wird nun den Götzenwagen gezogen.

Da nun gerade in und um Chellambram in einigen dreißig Dörfern unsre Christen wohnen, die natürlich nicht mehr an den Götzenfesten Theil nehmen, und da durch sie auch Andern, die noch nicht Christen geworden sind, die Eitelkeit des Götzendienstes klar geworden ist, so finden sich nicht mehr Menschen genug, die den Götzenwagen zu ziehen vermögen. Da legten jüngst denn auch die Brahminen Hand aus Werk, halfen mit Schieben, ziehen und stoßen, um doch nur den Wagen wieder an seinen Ort zu bringen. Da sie nun aber dazu wenig Geschick hatten, so fiel der eine Brahmine hin, und das ungeheure Rad ging ihm über beide Beine. Sie wurden ihm dadurch dermaßen zerquetscht, daß nur schnelle Amputation beider Beine ihn hätte

retten können. Der Arzt von Cuddalora eilte auch sogleich herzu und machte dem Brahminen und seinen Freunden klar, daß er sicher sterben müsse, wenn er sich nicht beide Beine abnehmen ließe. Der Brahmine aber wollte lieber mit seinen Beinen sterben, als ohne sie leben, so verbat er sich die Amputation und starb. Um nun nicht mehr derlei erleben zu müssen, lassen sich die Brahminen einen andern, kleineren Götterwagen machen, welcher leichter umher zu ziehen ist. So bedeutend ist also doch der Einfluß des Christenthums schon geworden, selbst in dieser gewaltigen Tempelstadt, daß ihre Götterwagen nicht mehr wie früher gezogen werden können, weil sich das Volk nicht mehr so dazu hergiebt. Freilich gestehen die Brahminen diese Schlappe, welche sie und ihre Religion dadurch erleiden, sich und andern nicht zu, und sagen daher, sie lassen den kleinern Götzenwagen nur machen, weil kleinere schöner seien; aber ein Jeder weiß es doch, was die wahre Ursache ist, ob er es auch weder sich selbst noch andern zugestehen mag. Doch ernstere Brahminen verfehlen auch nicht es offen auszusprechen, daß ein bedeutender Theil ihrer Religion bereits dahin, und daß der noch übrige Theil im starken Abnehmen begriffen sei. Das aber ist ganz offenbar der Fall, es werde nun von vielen oder von wenigen anerkannt und ausgesprochen oder nicht.

Eins der größten Reizmittel, welches große Mengen zu den Götzenfesten zu locken pflegte, das oft beschriebene Umerschwingen eines an der Rückenhaut eingehackten Menschen, ist von der Obrigkeit verboten worden und findet nun nicht mehr statt. Auch das durchs Feuer gehen wird seltener, wie wohl es noch vorkommt, und ich es noch mit angesehen habe. Wenn Jemand eine besondere Gabe von irgend einem Götzen erlangen will, dann unterwirft er sich solchen haarsträubenden Dingen, um das Gesuchte dem Gotte gleichsam abzuwingen. Es wird eine flache lange Grube gemacht mit einer kleineren gleich dahinter. Die große Grube wird mit glühenden Kohlen angefüllt, und die kleine mit Wasser. Wenn nun der Götze vorbei getragen wird, so läuft der betreffende Mann mit bloßen Füßen durch die Grube glühender Kohlen und springt dann in die dahinter liegende Grube mit Wasser, um den Brand an den Füßen wieder zu löschen. Da die Indier aber meist barfuß gehen, so sind ihre Füße sehr abgehärtet, so daß ein großer Schaden wohl kaum zu befürchten ist. Daß sich aber die Götter etwas abtrogen und mit haarsträubender Ruhe gleichsam aus den Händen ringen lassen, das ist uralter indischer Glaube, es scheint ja auch der Glaube jener Baalspfaffen gewesen zu sein, die sich mit Pfriemen ritzten bis Blut nachging, und dabei riefen: Baal, Baal höre uns.

Aufgehört hat nun auch das Verbrennen der Wittwen, was namentlich im Norden Indiens eine ganz gewöhnliche Sache gewesen zu sein scheint. Uebrigens war dies meistens ein freier Entschluß der Wittwen, der auch nicht aus Verzweiflung über ihr Loos als Wittwe, sondern gar oft aus wirklicher verkehrter Anhänglichkeit an ihren Gatten hervorging.

Weller über das christliche Haus.

(Fortsetzung und Schluß.)

In dem Worte „ehren“ steht Weller alle Kindespflichten zusammengefaßt. Denn es verlangt ebenso, daß die Kinder den Eltern, ihrer Weisheit und Güte in Worten und Gedanken die Ehre geben sollen, wie ähnlere Ehrerbietung zu zeigen und den Eltern bescheiden zu begegnen. Ferner ist darin befaßt der willige Gehorsam der Kinder in häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten, daß sie da nach Gefallen der Eltern handeln und vermeiden, was ihnen Verlegenheit und Bestürzung bereitet. Endlich ist damit auch Milde gegenüber den Fehlern und Schwächen der Eltern gefordert und namentlich Gegenliebe im Alter. Freilich hat nun Weller auch über seine Zeit zu klagen. Der Kinder sind unzählig viel, die solchen göttlichen Willen außer Acht lassen. Wie Viele sagen z. B. unehrerbietiger Weise nicht „mein Vater“, sondern „mein Alter, mein Alter.“ Wie Viele stellen sich weder mit Worten, noch mit Geberden fein demüthig, freundlich und züchtig gegen die Eltern, sondern fahren sie übel an, pochen und poltern mit ihnen! Genug auch giebt es, die sich gar nicht bekümmern, es gefalle den Eltern oder nicht, was sie thun. Es ist unter den Kindern ein verbreitetes Laster, daß sie nach Belieben thun und ein wüßtes Leben oft führen, wüßten sie gleich, daß sich die Eltern darüber zu Tod härmten. Man hält das gar nicht weiter für Sünde. Auch an Milde fehlt es, die da tragen und bedecken kann. Manche Kinder tragen ihre Eltern bei fremden Leuten aus und beschuldigen sie, wie sie so wunderbar und seltsam seien. Andere wieder beschwerten sich, daß die Eltern Brüder oder Schwestern begünstigen, während vielleicht eine gewisse Begünstigung durch die Verhältnisse geboten ist, wie durch Charakter oder Gesundheitsverhältnisse einzelner Kinder u. a. m. Auch giebt es Unmenschen mit einem Stein an Stelle des Herzens, die in Schwachheit und Gland die Eltern verkommen lassen. Bisweilen freilich mögen Kinder sich versucht fühlen, den Eltern zu widerstehen und, wie es scheint, nicht mit Unrecht, z. B. wenn die Eltern zu einer verabscheuten Ehe zwingen wollen. Was ist da zu thun? Weller's Rath bezeugt uns, daß er allezeit Gottes Willen im Willen der Eltern geehrt haben will. Denn die Kinder sollen zwar in solchem Falle die Eltern ehrerbietig bitten, den Zwang zu lassen. Sie sollen auch, wenn solches Bitten vergeblich ist, Verwandte oder sonst fromme Leute zu ihrem Beistand aufrufen, daß sie die Eltern auf andere Meinung bringen, und richten sie auch damit nichts aus, ihre Angelegenheit Gott befehlen im heißen Gebet, daß er sie nach seinem Willen lenke. Aber bleibt es auch dann dabei, so sollen sie wissen, daß solcher Ehestand ein Kreuz von Gott selber aufgelegt sei und sollen dies Kreuz hinnehmen und tragen. „Es muß doch ein jeglicher Christ sein Kreuz haben. Darum sei es gleich dies, eher als ein anderes, das vielleicht möchte ärger sein; und sollen sie sich also williglich in den Stich geben und denken und nicht zweifeln, wo sie Gott werden fleißig dienen, er werde dies Kreuz gnädiglich lindern und das Joch sanft machen.“

Was aber die Kinder zur rechten Erfüllung aller ihrer Pflichten gegen die Eltern bestimmen soll, ist Gottes Verheißung und Gottes Drohung. Die

Verheißung, daß es frommen und gehorsamen Kindern wohl gehen soll und sie lange leben auf Erden, bestätigt die Geschichte und tägliche Erfahrung. Gegen Einwürfe steht fest, daß zu einem langen Leben im Sinne der Schrift nicht viele Jahre gehören, wohl aber rechtschaffene Früchte der Gerechtigkeit. Zwar soll das Leben dann auch nicht frei von Mühe und Sorge sein. Aber wenn der Herr auch nicht Ueberfluß giebt, so läßt er doch nicht Mangel leiden. Dazu giebt er mitten in aller Sorge ein ruhiges Gewissen, das köstlicher, als alle Schätze ist. Auch wird, wer seine Eltern ehrt, dann von den eigenen Kindern in Ehren gehalten. Schon die Heidenwelt weiß von dem Segen kindlicher Liebe zu erzählen. Weller führt mehrere Beispiele an, darunter die Erzählung des Livius von jenem jungen Weib, das ihren zum Hungertode verurtheilten alten Vater täglich im Kerker besucht und ihn heimlich mit ihrer Brust genährt habe. Bei der endlich erfolgten Entdeckung habe man zum Lobne solcher großen kindlichen Liebe den Vater freigelassen, die Tochter aber reichlich beschenkt. Wie viel mehr, schließt Weller, wird Gott die segnen, welche in Seiner Liebe und Furcht die Eltern ehren! Wer aber nicht die Verheißung dazu sich locken läßt, den soll doch Gottes Drohung bestimmen. Die göttliche Strafe sucht alle Verächter der Eltern heim. Wie Viele allein, die um eines Verbrechens willen Strafe leiden, erdulden sie nach ihrem eigenen Bekenntniß, weil sie dereinst ihren Eltern ungehorsam gewesen! Endlich aber sollen Kinder auch nicht vergessen, daß Gott selber durch der Eltern Mund Fluch oder Segen über sie ausspricht, und der Eltern verheißendes oder drohendes Wort darum wohl achten. „Hüte Dich und scheue Dich vor, wenn Dein Vater oder Deine Mutter zu Dir spricht: „Du Schalk, Du Bube, wie hast Du mich so hart betrübt? Es wird Dir nimmermehr wohlgehen.“ Da gedenke nicht anders, als Du hörst Gott selbst jetzt reden und das Urtheil über Dich vom Himmel herab gesprochen, wie es denn auch in der Wahrheit also ist. Wiederum aber wenn der Vater oder die Mutter spricht: „Liebes Kind, weil Du mich allezeit so fleißig gehret hast, wirst Du sehen und erfahren, daß Dich Gott wird segnen, und wird Dir Dein Lebtag wohl gehen.“ Solchen Segen merke nur fleißig und schließe ihn fest in Dein Herz und nimm ihn mit Dankagung an und zweifle nicht daran, es werde Dir also gehen, wie der Vater oder die Mutter geredet hat.“

(Für's Gem. Bl. von V.)

Franz Heinrich Kleinschmidt.**Ein Missionarsleben aus Süd-Afrika.**

Nach den Berichten der Rheinischen Mission.

(Fortsetzung.)

Kleinschmidt verzieht von Rehoboth, aber der Herr bleibt.

Während nun Rehoboth sich geistlich wieder aufbaute, wurden doch seine äußeren Angelegenheiten immer ungünstiger. Die Dürre wollte nicht weichen. Kamem auch erquickende Regen, so war doch fortwährend Mangel an Wasser — das Quellwasser reichte nicht aus. Seit Jahren war deshalb

von Verziehen die Rede. Ehe es jedoch dazu kam, mußte sich Kleinschmidt von seiner Gemeinde trennen und nach Otjimbingue im Hererolande übersiedeln, am 18. Juli 1861. Die Herero-Mission war der Auflösung nahe. Hugo Hahn, müde und matt von jahrelanger, wie es schien erfolgloser Arbeit, war nach Hause (Deutschland) zurückgekehrt. Rath, sein Mitarbeiter, der kurz vorher an der Wallfischbay Schiffbruch erlitten und Weib und Kinder verloren hatte, war nach dem Süden des Caplandes gegangen. Auch die andern Missionare waren vor den sich immer erneuernden Greueln des Krieges, den Jonker veranlaßt hatte, gewichen, so daß Otjimbingue und Neu-Barmen leerstanden. Die Besetzung von Otjimbingue war aber, ganz abgesehen von der Herero-Mission, für die Rheinische Mission eine Nothwendigkeit. Der Weg zu den nördlichen Namaqua-Stationen geht über die Wallfischbay, und es war wichtig, daß einer der Missionare auf der Station war, die auf dem Wege nach der Bay lag, um die Stationen im Innern des Namaqualandes nicht von der für sie nothwendigen Verbindung mit der Bay abzuschneiden. Da kein anderer Missionar sich fand, so bot sich Kleinschmidt in selbstverleugnender Liebe für diesen Posten an und zog, treu besorgt für die Brüder, hin, ehe er noch die Entscheidung von der Direktion aus Deutschland hatte. Wie konnte er aber in dieser Zeit seine Gemeinde verlassen, nachdem schon einmal seine Abwesenheit so böse Frucht getragen? Wie haben schon erwähnt, daß die Rehobother seit lange einen günstigeren Wohnplatz suchten, und Kleinschmidt hoffte, sie würden mit nach Otjimbingue ziehen, was aber an dem Widerwillen des alten Häuptlings scheiterte. Nun zog Kleinschmidt allein hin, in Begleitung seines Gehilfen Timotheus und — 7 Knaben aus Rehoboth, die ihm zur weiteren Ausbildung anvertraut waren. Am 2. August kamen sie in Otjimbingue an. In Rehoboth war der Gehilfe Johannes zurückgeblieben, der Schule hielt und in den Gottesdiensten vorlas; Kleinschmidt hatte überdies versprochen von Zeit zu Zeit herüber zu kommen. Und merkwürdig, diese zeitweilige Trennung gereichte der Rehobother Gemeinde zum Segen; niemals war sie begieriger Gottes Wort zu hören, als in dieser Zeit. Ja gerade in die Zeit der Abwesenheit des Missionars fiel die stärkste Erweckung, die je Rehoboth heimsuchte. Als Kleinschmidt hin kam, konnte er sich nur freuen. Etlliche Männer hatten aus eigenem Antriebe eine Privatbetstunde begonnen, worin sie besonders um das Kommen des Reiches Gottes beteten. Gleich am ersten Morgen nach seiner Ankunft konnte Kleinschmidt Zeuge dessen sein, was die Gemüther bewegte. Der Tag grante erst, dabei war es bitter kalt, aber sobald zur Morgenandacht gerufen wurde, strömte Jung und Alt aus ihren Hütten zur Kirche: so ging es jeden Morgen und Abend, so lange der Missionar auf dem Plage war, ganz abgesehen davon, ob er selbst oder sein Gehilfe Johannes die Andacht leitete. Nicht Kälte, nicht das Dunkel des Abends, auch nicht der Mangel an Raum konnte sie bewegen zurück zu bleiben. Alle zeigten eine gespannte Aufmerksamkeit aufs Wort Gottes. Es war 8 Tage vor Pfingsten. Kleinschmidt machte bekannt, daß am heil. Pfingstfest Taufe, Confirmation und Wiederaufnahme in die Gemeinde statt-

sünden werde, die betreffenden Personen möchten sich melden. Welch eine Woche hat unserm Bruder diese Anzeige gebracht! „Ich übertreibe nicht,“ schreibt er, „wenn ich sage, daß ich die ganze Woche steif gelesen, vom Morgen bis zum Abend, um Sündenbekenntnisse, Klagen und Zagen und Erfahrungen anzuhören, hier zu trösten, da zurechtzuweisen.“ Pfingsten kam. Unserm Bruder ward bange, daß in diesen Tagen Erscheinungen zu Tage treten würden, wie sie die Erweckungen dieser Zeit anderwärts im Gefolge hatten, zumal bei seinen heißblütigen Namaqua's! Aber seine Befürchtungen waren eitel. Wohl zogen große Schaa ren zum Hause des Herrn, reinlich und festlich gekleidet; nur die Hälfte fand Raum in der Kirche, die andere Hälfte lagerte sich um dieselbe her. Eine heilige Stille herrschte im Gotteshause. Der Pfingstgeist konnte seinen Einzug halten im stillen sanften Saufen; keine einzige Störung kam in den Festtagen vor.

Es ist der Mühe werth, daß wir bei dieser reinen Erweckung unter den Namaqua's noch etwas verweilen und uns einen der Männer etwas näher ansehen, welche in diesen Tagen in den Vordergrund traten — es ist Petrus Swartbooi, ein Bruder des Häuptlings. In der Zeit des Abfalls war er einer der Bösesten und hatte in der Zeit, da sich Rehoboth erhalten, lange gezögert. Jetzt war seine Zeit gekommen; in Knechten und Nöthen über seine Sünden eilte er durch die weite Wüste nach Djimbingus zum Lehrer. Nächte lang hat er durchgeweint und durchgekämpft. Der Missionar, der sonst so gerne tröstete, verkaunte das Werk Gottes in ihm und ließ ihn wieder heim ziehen, ohne besondere Notiz von ihm zu nehmen — er traute ihm nicht. Wir lassen Kleinschmidt selbst weiter erzählen: „Der Sünderfreund aber, der auch Gaben für die Abtrünnigen empfangen hat, war barmherziger wie sein Diener, der kaum wagte, Balsam in die brennenden Wunden zu träufeln; er schenkte ihm Frieden und einen neuen gewissen Geist. In diesem Geiste nun zengte Petrus überall von seinem Heilande. Ich fürchtete Geisttreiberei bei ihm und traute ihm, ich bekenne es mit Scham, noch nicht, gab deswegen, als ich in Rehoboth war, genau Acht auf Alles, sah aber durch aus nichts Ueberspanntes, Treiberisches, sondern in Allem Nüchternheit. Aber ein neuer Mensch war er geworden, demüthig und verständig!“ So weit Kleinschmidt über Petrus Swartbooi und die Erweckung desselben aus grauenvoller Sündennacht. Auch den Kindern theilte sich die Bewegung mit, ging aber auch hier nicht über das Maas des Gesunden und Nüchternen hinaus. Ein 7jähriges Mädchen lag an den Mafern dem Tode nahe. Zu ihr kommt Anna Katryn, ein sehr begabtes Kind, sie zu besuchen. Da sagte die kleine Kranke: „Du bist mir zwar im Lernen voraus, aber dem Herrn Jesu bin ich näher; ich werde eher zu ihm kommen wie Du.“ Als diese verwundert fragte: „Woher weißt Du das?“ gab das Kranke Kind zur Antwort: „Noch in dieser Krankheit werde ich sterben, dann nimmt mich der Heiland, der für mich gestorben ist, zu sich in den Himmel.“ So geschah es auch. Wir haben die unscheinbare Geschichte in herzlicher Freude mitgetheilt, wie überhaupt die Geschichte der geistlichen Führung Rehoboths uns zur theilnehmenden Freude auffordert. Sie ist ein

fortlaufender Lobpreis des Herrn, der auf das Niedere siehet und erwählet hat das da nichts ist, auf daß er zu Schanden mache was etwas ist; und eine Apologie der Mission von unwiderstehlicher Kraft. Gesegnet Werk, das also Jesum verklärt unter den armen Heiden.

Die Erweckung war aber nicht vorübergehend, wie so viele andere in jenen Tagen, sondern brachte eine Frucht für's Leben. Die jungen Missionare Brinker und Schröder, die im Jahre 1863 Rehoboth besuchten, bezugten beide den guten Geist in der Gemeinde, der einen so wohlthunenden Eindruck auf sie machte.

Da es sich zu gleicher Zeit auch mit den Hereros auf Djimbingus und Umgegend zum Besseren wendete und ein ernstliches Heilsverlangen bei ihnen sich offenbarte, so kehrte Hugo Sahn von Deutschland wieder, nach dessen Ankunft 1864 Kleinschmidt wieder nach Rehoboth zu seiner Gemeinde ging, die er in lebendiger Gemeinschaft mit dem Herrn stehend fand.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Chronik.

Der Bundesrath des deutschen Reichs hat in Uebereinstimmung mit einem Vorschlag des deutschen evang. Unterstützungsvereins beschlossen, zum Bau eines Hospitals in Konstantinopel aus dem Reichsschatz 80,000 Thlr. beizutragen. Die veranschlagten Baukosten betragen 90,000 Thlr. Der Beitrag erfolgt unter der Bedingung, daß die Oberleitung und der Patronat dem deutschen Reich gehören, der Verein aber die Administration des Hospitals und die laufenden Ausgaben übernimmt. Der Verein hat auch das jetzige Hospital und Grund und Boden desselben dem deutschen Reich zu überlassen.

Nach statistischen Mittheilungen gab es im Jahre 1871 in Berlin 60 Gemeindegulen mit 645 Lehrern und Lehrerinnen und 42,124 Schülern. Im Jahre 1872 sind diese Zahlen angewachsen auf 73 Gemeindegulen, 801 Lehrer und Lehrerinnen und 47,088 Schüler. Außerdem werden 8899 Schüler in Privatschulen und ungefähr 2000 in Erziehungs- und Waisenanstalten auf Kosten der Stadt unterrichtet, so daß die Kommune für 58,000 Kinder freien Unterricht zu beschaffen hat. Ueberhaupt gibt Berlin viermal mehr als Wien und dreisigmal mehr als Petersburg für Schulaufstellungen aus. Dagegen ist es aber auch wieder für die berliner Verhältnisse charakteristisch, daß es neben den 801 Lehrern jetzt 1500 Schulleute daselbst gibt, und daß die Stadt für die Polizei jährlich 900,000 Thlr. an Gehalt, für die Volksschullehrer aber nur ca. 600,000 Thlr. zahlt.

Die große Kaiserglocke für den Dom zu Köln wird einen Durchmesser von 11 Fuß 3 Zoll und eine Höhe von 11 Fuß haben. Schon im August wird der Guß der Glocke, die ein Gewicht von 510 Centnern haben wird und zu welcher der Kaiser 28 im letzten Krieg erbeutete Kanonen schenkte, zu Frankenthal in der Pfalz angeführt werden. Es soll die Einrichtung getroffen

werden, daß die Glocke von Zoll zu Zoll gedreht werden kann, wodurch ihr ein langer Gebrauch gesichert ist. Die jetzt vorhandene größte Glocke des Domes, die Pretiosa, ist schon an ihrer letzten Stelle angekommen und bereits hat der Glöckel ein mehrere Zoll tiefes Loch in dieselbe eingeschlagen. Die neue Glocke wird ein zwei Oktav tieferes G geben wie die Pretiosa. Es gibt zwar an verschiedenen Orten sehr große Glocken, die größte hat Moskau, aber sie werden nicht geschwungen, sondern nur angeschlagen. Durch das Schwingen aber werden erst die Nebentöne zu Gehör gebracht, auf denen das Wogen des Klanges beruht. Die Kaiserglocke wird von 40 Menschen geläutet werden müssen. Der Unterbau des Thurmes, der sie trägt, hat 12 Fuß dicke Mauern. Sie wird das Bild des h. Petrus und das deutsche Reichswappen sowie den Namen Kaiserglocke tragen. Es wird eine Aufgabe der Mechanik sein, dieselbe auf eine Höhe von 200 Fuß hinaufzuschaffen. Sie wird wohl im Herbst schon geläutet werden können, aber erst im nächsten Jahre an ihre bleibende Stelle gelangen. (Luthardt.)

Der Bischof Reinken's forderte von den Geistlichen und Laien, welche ihn gewählt hatten, das Gelöbniß „der Liebe und Verehrung“, nicht aber des Gehorsams. Der altkatholische „Merkur“ bemerkt dazu: „Damit war in einem erhebenden Augenblicke mit einem Male der Grundgedanke unserer Reformbewegung und unserer Siegeszuversicht ausgedrückt. Die Anwesenden leisteten das Gelöbniß in begeisterter Bewegung, der nengewählte Bischof legt ein ähnliches Gelöbniß den Priestern und Laien ab.“ Die Schrift sagt: „Gehorchet euern Lehrern“ und Paulus fordert ausdrücklich Gehorsam. Ist das wirklich altkatholisch, daß der Gehorsam ein Ende hat? Die Versammlung setzt fest: „Die freie Wahl der Seelsorger durch die Gemeinden und die Vereinbarung beider über das Gehalt wird als Grundsatz festgehalten.“ Das muthet uns eigen an im Zusammenhange damit, daß auf der Synode überhaupt die Laien überwiegen. Wir bekommen von der Reformbewegung den Eindruck, daß sie in ein demokratisches Treibwasser gerathen ist, von dem sie demnächst auf eine Sandbank geworfen werden könnte.

Der mecklenburgische Volkesskassen hat im Jahre 1872 eine Einnahme von 2294 Thlr. gehabt, und ist also gegen frühere Jahre, wo er an 3000 Thlr. kam, im Rückstande geblieben, wovon die Gründe im Berichte nicht angegeben sind. Die größten Summen sind nach Ungarn mit 525 Thlr. und nach Böhmen und Mähren mit 505 Thlr. gegangen. Paris hat 340, Nordamerika 333 Thlr. empfangen. In Nordamerika ist es die Iowa-Synode, welcher der Gotteskasten seine Theilnahme durch Vorbereitung von Jöglingen zum Dienste der Synode zuwendet. Da das Profeminar zu Lüthten seine Jöglinge nach Amerika abgesandt hat, ist ein Aufruf an solche erlassen, die willig sind die leeren Plätze wieder auszufüllen.

(Münkel.)

So hoch die Wogen der großen Politik derzeit im In- und Ausland gegangen sind, so ruhig und still gehen die Dinge in Württemberg. Auch

in den Kreisen der Kirche und Schule geschieht nichts Neues, und es ist gewiß auch kein Grund vorhanden, dies zu vermüthen. Vorherrschend ist die Aufmerksamkeit immer noch den neuen preussischen Kirchengesetzen zugewendet, denen mit Recht eine präjudizielle Bedeutung für das ganze Reich beigemessen wird. Aber eine Täuschung, schreibt ein württembergischer Korrespondent der „Südd. Reichsp.“, wäre es, zu meinen, daß dieselben in dem Verhältnis zu der kath. Kirche den alten Friedenszustand wiederherstellen werden. Statt aller Beweise sei nur eines angeführt. Im Frühjahr 1870, als es sich noch um die Proklamirung der Unfehlbarkeit handelte, war in einer sonst gut katholischen ansehnlichen schwäbischen Stadt, deren Name nichts zur Sache thut, die gesammte Bevölkerung, drei oder vier Stimmen vielleicht ausgenommen, dagegen; jetzt aber, nachdem der Staat die Lösung zum Kampfe wider die infallibilistisch gewordene Kirche ausgegeben hat, wären, wenn der Kampf bei uns praktisch würde, vielleicht ihrer drei oder vier dort zu finden, die für ihn Partei nehmen möchten. Die übrigen sind jetzt erst recht von Herzen päpstlich geworden. Es wird hier wie anderweitig das Loos des Liberalismus sein, sich ganz gründlich zu verrechnen. Die Genugthuung aber, womit sich unsere protestant. Liberalen, die gegen ihre Kirche ein um so lauterer Zetergeschrei zu erheben pflegen, je weniger sie sich je um sie bekümmern und je geflissentlicher sie sich ihrem Einfluß entzogen haben, nach vollbrachtem Werk in die Brust werfen werden, froh, sie jetzt vollends ganz unschädlich gemacht und der öffentlichen Verachtung preisgegeben zu haben, diese Genugthuung scheint uns eine überaus traurige und wenig beneidenswerthe zu sein. Der Haß gegen das Evangelium hat diesem selbst noch nie Schaden können; der Schaden war vielmehr immer auf der anderen Seite. Das muß sich auch diesmal wieder bewähren. Die Neue aber wird dann freilich zu spät sein.

Während der Schah von Persien mit Diamanten behangen eine Lustreise ins Ausland macht, hat das pers. Hilfscomité in Stuttgart und Ludwigsburg einen Bericht darüber veröffentlicht, was es bis jetzt für Persien, d. h. zur Linderung der dortigen Hungersnoth und zur Gründung eines Waisenhauses daselbst gethan hat. Nach demselben sind im Ganzen 85,233 Fl. zusammengekommen, darunter 36,28 Fl. allein aus Württemberg und etwas mehr als die gleiche Summe aus Nord- und Mitteldeutschland und der Schweiz. Davon wurden zur Linderung der Hungersnoth 54,300 Fl. an die verschiedenen Missionsstationen abgegeben, während über 28,000 Fl. für ein Waisenhaus in Persien bestimmt sind, eine Summe, welche von der Missionsgesellschaft in Basel verwaltet wird. Die beiden ehemaligen Zöglinge des baseler Missionshauses (Meyer), welche zur Gründung und Leitung dieses Waisenhauses bestimmt sind, haben indessen bisher ihrer Familienverhältnisse wegen die Türkei noch nicht verlassen können. Hoffentlich werden sie jedoch demnächst ihre Reise antreten und das Werk, das von den in Persien anwesenden Missionaren vorbereitet ist, beginnen können, als Samenkörner einer gesegneten Zukunft.

In Holland hat die luth. Synode mit einer kleinen Majorität den Antrag des Prof. de Bosh Kemper, welcher auf Zulassung vollständiger Lehrfreiheit in der luth. Kirche gerichtet war, verworfen. Selbst einzelne Mitglieder, welche sonst nicht bestimmt zu der „absolut orthodoxen Partei“ gehören, erklärten sich gegen den Antrag.

Gladstone, gegenwärtig erster Minister von Großbritannien, hat vor nicht langer Zeit bei Gelegenheit einer Schulfeierlichkeit in Liverpool eine Rede gehalten, in der er auch auf den wachsenden traurigen Einfluß des Unglaubens in England zu sprechen kam und darüber, wie berichtet wird, Folgendes sagte: In den verflossenen fünfzig Jahren haben die Handels- und Gewerbsleute unseres Landes mehr Reichthümer erworben und aufgehäuft, als dies seit Julius Cäsar's Zeiten je geschehen war, aber wir haben alle Ursache auf der Hut zu sein, daß nicht die innerlichen Eigenschaften des Volkes dabei Schaden leiden. Was mich am tiefsten bewegt, das sind die Fortschritte des Unglaubens. Es ist nicht mehr der gemeine, spöttische Unglaube des letzten Jahrhunderts, sondern er hat eine scheinbar gefühlvolle, ja eine trümmische und dichterische Form angenommen. Die Gesinnung des Schriftstellers Strauß hat auch in England Eingang gefunden. Aber ihr wißt, wo er zuletzt angelangt ist, nämlich bei dem Satz: er sei kein Christ mehr. Und darum ist er aufrichtiger als seine Schüler, welche mit ihm die göttliche Natur der Christl. Religion leugnen und doch vorgeben Christen zu sein. Strauß fragt sich weiter, ob er überhaupt noch Religion habe und sagt: ja. Dabei verwirft er aber vollständig den Glauben an den lebendigen Gott und das zukünftige Leben; der Gegenstand seiner Verehrung ist das Weltall, welches die Gedanken der Ordnung und Gesetzmäßigkeit darstellt. „Ich bin überzeugt,“ fährt Gladstone fort, „daß in solchen Gesinnungen die größte Gefahr des 19. Jahrhunderts liegt. Sie zu bekämpfen, müssen sich alle Christen vereinigen, welche mit mir an die Gottheit Christi und an die göttlich geoffenbarte Christl. Religion von Herzen glauben.“

Man erinnert sich vielleicht noch des Aufsehens, welches der im v. J. gemachte Fund eines menschlichen Skelets in den Kalksteinhöhlen bei Mentone erregte. Nunmehr trifft die Nachricht ein, daß vor kurzem ein zweites Skelet eines fossilen Menschen unter ähnlichen Umständen daselbst gefunden worden ist. Die gefundenen Menschenknochen, welche dem Kumpf, dem Gesicht und den Gliedmaßen angehören, weisen dem Individuum, von welchem sie herkommen, eine Größe von ungefähr zwei Metern zu. In der gleichen Schicht fanden sich auch Reste vom Höhlenbär etc., sowie Waffen und Feuersteinwerkzeuge aus der Steinzeit.

Eine Anzahl reicher Juden aus Rumänien ist in New-York angekommen, um die nöthigen Vorbereitungen zur Begründung einer jüd. Colonie in Nebraska zu treffen. Der ausgewählte Ort befindet sich südlich von der Hauptstadt Lincoln. Das Land ist fruchtbar, gut bewässert und besonders für den Landbau geeignet. In New-

York hat sich ein jüd. Verein zum Empfang ihrer „verfolgten Glaubensbrüder“ gebildet. Wenn alle Maßregeln getroffen sind, soll ein Trupp von 3-5000 Juden über Antwerpen sich nach Amerika begeben und die Auswanderung so lange fortbauern, bis etwa 50,000 übergesiedelt sein werden. (Luthardt).

In Norristown, Pa., ist wieder ein Pastor der Reformirten Kirche mit Namen Edward Forney zum Romantismus übergetreten. Das Merkwürdige bei der Sache ist dies, daß es der dritte Pastor derselben Gemeinde ist, welcher diesen verhängnißvollen Schritt gethan hat und zwar folgten die drei Ueberläufer nacheinander auf einander. Sie gehörten alle drei zu der sogenannte Revinschule, von der auch manche Lutheraner glauben, daß sie der lutherischen Lehre sehr nahe stehen. Die vielen Uebertritte von Anhängern dieser Richtung sollte doch zur Prüfung veranlassen, ob der Grund davon nicht in dem verkehrten System Revins liege. Wenigstens finden die Abgefallenen selbst dort die Ursache. Wir sind längst der Ueberzeugung gewesen, daß das sog. Kirchenthum Revins nichts als eine romantisirende Richtung ist, daß ihr aber namentlich eines fehlt, um gesund lutherisch zu sein, nämlich gerade die Hauptsache: die Rechtfertigung aus Gnaden allein. E.

Im Osten ist man wieder am Vereinigungswerke und zwar diesmal in umfangreicher Weise. Zuerst soll Brobbs Zeit schrift, wenn es geht, mit dem Pilger und Lutherischen Herold verschmolzen werden. Dies wäre vielleicht nicht übel. Es würde jedenfalls den General-Council stärken. Ob aber alle Betheiligten mit der Richtung des Herolds einverstanden wären, ist eine andere Frage. Und diese würde doch wohl die maßgebende sein.

Die zweite Vereinigung soll zwischen Mühlenberg Collegium und dem College in Gettysburg stattfinden. Sehr bezeichnend für die kirchlichen Zustände im Osten ist der Plan. Der lutherischen Kirche kann die Sache gleichgültig sein, da beide Anstalten sogenannte amerikanische Colleges sind, das heißt, bloße Summatitätsschulen.

Außerdem wird noch eine allgemeine Konferenz aller Lutheraner in Pittsburg angebahnt, eine größere Einkelt zu erzielen. Ein schöner Gedanke, aber ob er sich verwirklichen läßt, das ist wohl noch zweifelhaft. E.

Die Minnesota Synode

hielt ihre diesjährigen Sitzungen in New-Ulm, wo durch Gottes Gnade eine ganz ansehnliche Gemeinde gesammelt worden ist. Schon die Thatsache schon, daß in dieser Stadt eine kirchliche Versammlung gehalten werden konnte, ist eine verwunderliche Erscheinung; daß sie aber in jeder Weise ungestört ihren Fortgang nehmen konnte, ja daß die Synodalglieder mit Zuorkommenheit und Achtung behandelt worden sind, wird denen, welche New-Ulm vor 8 Jahren kannten, eine kaum glaubliche Nachricht sein. Da dieses Faktum jedoch einen ganz bedeutenden Fortschritt zum Besseren befundet, sei es hier gerne angeführt. Nicht minder rühmend darf die Gastfreundschaft der lieben dortigen Gemeinde erwähnt werden. Ein wahrer edler Wettseifer besetzte die einzelnen Gastgeber, so daß es den Gästen schwer wurde, wieder zu scheiden, nachdem die Synode am 1. Juli Mittags ihre Geschäfte beendet hatte. Der Nachmittag wurde noch zu Ausflügen in die Nachbarschaft verwendet, allwo allenthalben die herrlichsten Aus- und Ansichten zu treffen sind.

Was die Verhandlungen der Synode selbst anbelangt, so glaube ich die Ueberzeugung Aller ausdrücken, wenn ich behaupte, daß noch auf keiner einzigen Synodalstzung die einzelnen so viel Erquickung, Ermunterung und Lehre empfangen und mit heim genommen haben, als auf der diesjähri-

gen. Viel mag zu diesem Segen beigetragen haben, daß Mehrere aus recht unerquicklichen Gemeindevhältnissen, die seit längerer Zeit die Herzen und Gemüther gedrückt hatten, zur Synode kamen. In der Atmosphäre aufrichtiger Brudersliebe, unter dem köstlichen Thau reiner Lehre, die ungestört durch Widerspruch in die Höhen und Tiefen der unendlichen Erbarmung Gottes hineinführen konnten, athmeten die Herzen froh und frei auf. Das aber war gewiß die eigentliche Ursache der empfangenen Erquickung, daß es mit jeder Stunde erfreulicher zu Tage trat, wie Gott uns nicht nur die Einigkeit im Geist bewahrt hatte, sondern dieselbe noch eruster und umfassender offenbar werden ließ. Es ist für den Einzelnen schon ein köstlich Ding, wenn das Herz fest wird. Wenn jedoch eine ganze Synode mit klarem, festen Blick den einen rechten Glaubensweg pilgern kann, so ist das noch gar viel köstlicher. Und diese Gnade hat uns Gott gegeben, wofür sein Name gepriesen werde. Er wolle auch aus Gnaden diesen Segen uns bewahren.

Die köstlichsten Stunden sind immer die der Lehrverhandlungen. Es würde der vorliegende Gegenstand: „Die christliche Gemeinde“ mit rechter Freundlichkeit behandelt. Denn hat der wahre Seelsorger, nach seinem Herrn und Heiland noch einen zweiten Gegenstand herzlicher, brüderlicher Liebe, so ist es die ihm anvertraute Heerde. Von den vorbereiteten Thesen wurden nur zwei durchgesprochen. Da die gesammelten Verhandlungen im Druck erscheinen werden, sei, anstatt weiteren Berichts, darauf verwiesen. Nur dies eine möge noch erwähnt werden. Wenn die Gemeinden wüßten, wie nützlich und heilsam, wie anregend und fördernd die immer erneute und vertiefende Besprechung biblischer Schrift ist, so würden sie nicht nur dafür sorgen, daß ihre Pastoren regelmäßig den Synodal- und Konferenzsitzungen beiwohnen können, sondern würden auch selbst fleißiger sich daran betheiligen. Noch immer gibt es Gemeinden, die es nicht der Mühe und der Kosten werth halten, die Synode durch Delegaten zu beschicken. Von den Pastoren fehlten nur zwei. Dafür waren mehrere Brüder aus der Missouri-Synode erschienen, deren Dasein erquicklich darlegte, wie lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen.

Zu Betreff der Liebesthätigkeit unserer Gemeinden ist Vieles besser geworden. Dennoch wagte die Synode es noch nicht, Vorkehrung zu der so nöthigen Reispredigt zu treffen. Was aber als sich stets erschwerender Druck auf Herz und Gemüthlich fühlbar machte, sei auch noch erwähnt: der Mangel an tüchtigen Arbeitern im Weinberge des Herrn. Es ist Noth, daß die Kirche mit großen Ernst bittet: „Sende Herr Arbeiter in deine Ernte.“ Gott erhöhe dies Sentzen, mehre und erhalte den vorhandenen Segen in der Minnesota-Synode um Christi willen. Amen. S.

Gesteinlegung.

Am vergangenen Sonntage (6. Juli) feierte unsere ev. luth. Gemeinde hier in Manitowoc ein schönes, reichgesegnetes Fest. Seit Jahren schon hatte sich das alte, vor 18 Jahren erbaute Kirchlein als zu klein erwiesen, und ein Neubau war

von der Gemeinde in Aussicht genommen, ohne daß ste mehr zu thun wagte, als nach und nach einen Fond aus vierteljährlichen, nicht zu schwer drückenden Beiträgen zu sammeln.

Im Februar d. J. beschloß endlich die Gemeinde den Neubau, genehmigte einen von dem Vice-Präsidenten der Gemeinde, Mr. J. Meyer, vorgelegten Plan, der uns eine prachtvolle Kirche, nahezu 100 Fuß lang, im Schiff 48 Fuß breit, mit einem 152 Fuß hohen Thurm in achtkirchlichem Style in Aussicht stellte, und übergab dem genannten tüchtigen Baumeister Mr. J. Meyer den Bau, der ohne die innere Ausstattung für den verhältnißmäßig billigen Preis von \$13,000 von ihm übernommen wurde. Nachdem die Vorarbeiten hinlänglich vorgeschritten waren, wurde das Fest der Gesteinlegung am vergangenen Sonntage Nachmittags 3 Uhr auf dem zu einem lieblichen Festplatz umgewandelten, schön geschmückten Fundamenttranne der neuen Kirche gefeiert. Die umwohnenden Pastoren mit Mitgliedern ihrer Gemeinden, sowie zahlreiche Teilnehmer aus Stadt und Umgegend waren erschienen. Das schönste Wetter begünstigte die Feier, die von dem Unterzeichneten geleitet wurde.

Nach dem Gesange des Liedes: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ und kurzer Liturgie bestieg Pastor Kluge aus Reedsville die Kanzel und hielt die Hauptpredigt über 1. Mose 28, 18, 19. In seiner, sinniger Weise wußte er das Bethel Jakobs mit unserm neuen Gotteshause und den hier zu legenden Stein mit dem Gestein der Kirche, Jesu Christo, in Verbindung zu setzen. Es war ein erquickliches Wort, das da geredet ward, wenn es auch den außerhalb des großen Kirchraumes befindlichen Zuhörern der Entfernung wegen nicht ganz zugänglich wurde. Nach einem prachtvollen Chorgesange des Gemeinde-Gesangvereins zeichnete Past. H. Hoffmann aus West-Granville bei Milwaukee, der auf meine Bitte erschienen war, in englischer Rede mit markigen Zügen nach Ephef. 2, 20, 21 das Fundament der lutherischen Kirche und den Bau der sich darüber wölbt, klar und bestimmt, ihn sondernd von jedem andern Bauwerk, das den Namen der Kirche in Anspruch nimmt.

Nachdem Pastor Dwidat aus Centreville in einer warmen Ansprache über 1. Cor. 3, 11 die Herzen der Hörer emporgehoben hatte und ihnen den Fels der Ewigkeit gezeigt, stimmte die Gemeinde das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ an, und der Unterzeichnete vollzog unter Assistenz der Brüder den eigentlichen Akt der Gesteinlegung. Gemeinde- und Chorgesänge schlossen die schöne Feier. Reichgesegnet war dieser Tag. Der Herr segne die Brüder, die uns erquickten, er stärke und festige meine theure Gemeinde und gründe sie immer fester auf den einen Grund, welcher gelegt ist, Jesus Christus. C. Hü b n e r.

Aufforderung.

Diejenigen Schüler der Northwestern University, welche noch im Rückstande sind mit der Bezahlung ihres Schul- und Kostgeldes, werden hierdurch dringlichst aufgefordert dasselbe an den Unterzeichneten unverzüglich einzusenden.

Watertown, den 25. Juli 1873.

August Ernst.

Conferenz-Anzeige.

Die Dodge-Washington-County-Conferenz versammelt sich, so Gott will, am Montag den 4. August bei Past. Conrad. G. Maberhoff, Sectr.

Conferenz-Anzeige.

Die Central-Conferenz versammelt sich, so Gott will, am 11. August in Fort Atkinson und wird Tags darauf, den 12. August ihre Sitzungen halten.

J. G. Brockmann, Präf.

Conferenz-Anzeige.

Die südliche Conferenz versammelt sich Montag den 25. August Nachmittags in der Wohnung des Pastor Denninger an der Milwaukee Road.

Gegenstände der Verhandlung: Thesen von Past. Höneke über Aug. Art. VI. Ergeße von Gal. 2, 11 ff. — Dienstag Abend Predigt von Pastor Höneke.

L. H. Jäkel.

Conferenz-Anzeige.

Am 5., 6. und 7. August d. J. wird, so Gott will, unsere diesjährige allgemeine Lehrer-Conferenz in Watertown stattfinden. Ueber folgende Themen werden Reserate geliefert:

- I. Die ersten Rechenstunden in unsern Schulen.
- II. Wie ist der Schreibunterricht in einer mehrklassigen Schule zu betreiben.
- III. Lehrplan für eine dreiklassige Schule.
- IV. Einkleitung in die Bruchrechnung gegründet auf Veranschaulichung.
- V. Eine bibl. Geschichtsstunde in praktischer Vorführung und theoretischer Begründung.
- VI. Eine Katechese in praktischer Vorführung und theoretischer Begründung.

Außerdem werden noch die Arbeiten gegenseitig besprochen, welche in den Distrikts-Conferenzen vorgekommen sind.

Wegen Logis wolle man sich gefälligst frühzeitig brieflich an Herrn Lehrer Vogt in Watertown wenden.

A. Barneke.

Conferenz-Anzeige.

Die deutsch-norwegisch ev.-luth. Prediger-Conferenz im mittleren Theile des nördlichen Wisconsin versammelt sich am 4. August bei Herrn Pastor N. Berge, New Hope, Portage Co., Wisconsin. Die Dauer der Sitzungen ist vom 5.—7. August.

Portonville, Wis., 21. Juni 1873.

S. J. Saack, Sekretär.

Conferenz-Anzeige.

Die allgemeine, gemischte Conferenz versammelt sich, so Gott will, vom 1. bis 4. August in St. Paul, in der Gemeinde des Herrn Pastor Streibguth. Alle, die der Conferenz beiwohnen gedenken, sind gebeten, solches dem Herrn Pastor looi mitzutheilen.

Hauptgegenstände der Besprechung werden sein: 1. Ein Reserat über „das Verhältnis der objektiven zur subjectiven Rechtfertigung“ von Herrn Pastor J. G. Sieker. 2. Thesen über „Kirchenmacht“ von Herrn Pastor A. Kuhn. Pastoralpredigt hat zu halten: Pastor Th. Krummleg; Eröffnungspredigt: Pastor D. Gödter; am Sonntag Vormittag: Pastor A. Kuhn; Sonntag Abend: Pastor S. Deuber; Beichtpredigt: Pastor looi.

J. Siegrist, Sectr.

Brief-Kasten.

Briefe empfangen von den Pastoren J. Conrad, F. W. Hoffmann (2), Reichenbecher, Prof. G. Fritschel, Kuhn, Brockmann, Sauer, Ph. Köhler, Prof. Ernst, Poyer, Dwidat, Kenter, Jäkel, Hübner, Maberhoff, Krummleg, Herrn Lehrer Richter, F. Weyer Müller, C. Fischer.

P. A. R. in M. — Herzlichen Dank. Siehe folgende Nummer. R. A.

Quittungen.

Für die Anstalten: Durch P. Jäkel vom Frauenverein der Gnaden-Gemeinde in Milwaukee \$10. — Durch Pastor Dwidat von G. Gemb 25c.

Für die Wittwenkasse: Pastor Poyer \$15.

Für die Heiden-Mission: Von demselben \$10.

Für die Synodalkasse: Von demselben \$5.

R. Adelsberg.

Für das Gemeindeblatt haben bezahlt: P. Bading VIII \$8 — P. Sauer (für Wheatland) \$11. — Herr Fritschel VIII \$6 — Wm. Wagner VIII \$5.50 — P. Dwidat VIII \$2 — P. Krummleg VIII \$1.

R. Adelsberg.